

Jana Hensel

Von einem, der übrig geblieben ist

Laudatio auf Clemens Meyer

An wen richtet sich eigentlich eine Laudatio? Für wen rede ich hier eigentlich?, beginne ich mich komischerweise erst in diesem Augenblick, in dem ich ja auch zu schreiben beginne, zu fragen. Ich habe nicht mehr als die Anrede auf das leere Word-Dokument meines Computerbildschirms getippt. Richtet sich eine Laudatio etwa an den Preisträger? Richtet sie sich an den Autor, der bisher die meiste Arbeit geleistet hat und der sich wahrscheinlich – mehr als klar darüber ist, dass er und nur er und kein anderer Autor neben ihm diesen Preis verdient hat? (Insgeheim glaubt er das von noch vielen anderen Preisen auch.) Muss man also diesem Preisträger noch einmal erklären, warum er den Preis bekommen hat?

Wohl kaum.

Die Jury könnte das ohnehin viel besser als ich. Schließlich hat sie entschieden, den Clemens-Brentano-Preis 2007 an Clemens Meyer für sein Romandebüt »Als wir träumten« zu verleihen.

Richtet sich die Laudatio demnach an die Jury? Soll ich ihr etwa den Rücken stärken? Einer Jury, die sich in diesem wunderbaren Fall aus drei, sagen wir mal, gestandenen Literaturkennern und aus drei jungen Germanisten, nämlich Studenten der Heidelberger Universität, zusammensetzt. Soll ich mich an diese erlauchte Jury richten?

Wohl kaum.

Bleiben also nur noch Sie, liebe Heidelberger Leser, Zuhörer und Gäste. Vielleicht sollte ich mich an Sie wenden. Vielleicht sollte ich Ihnen, die sich ja naturgemäß ein wenig abseits des Geschehens befinden, also ich meine abseits jenes Geschehens, bei dem es sich in Clemens Meyers Roman handelt, vielleicht sollte ich Ihnen ein wenig zu erklären versuchen, warum Clemens Meyer, dieser noch nicht einmal 30-jährige Leipziger Autor, der

schon so viele Preise gewonnen hat, abermals und auch hier ein wunderbarer Preisträger ist. Und warum die Jury eine schöne und richtige Entscheidung getroffen hat!

Und damit sind wir schon mittendrin im Problem. Denn Clemens Meyers Roman über ein Gruppe Jugendlicher, deren Leben zwischen Autoklau, Jugendhaftanstalt, Alkohol, erster Liebe, Drogentod und jeder Menge Prügeleien voranschreitet, findet ausgerechnet in Leipzig statt. Auf eine Art ist Leipzig weit von Heidelberg entfernt. Auf eine andere Art ist es wieder ganz nah, aber dazu später. Das Problem ist nun, dass der Ostdeutsche stets annimmt, man würde ihn nicht verstehen. Und zu den Ostdeutschen gehören wir beide, Clemens und ich. Der Ostdeutsche glaubt immer, er müsse sich erklären, weil er aus einem Land kommt, dass die meisten seiner heutigen Landsleute, also Sie, liebe Heidelberger, nicht kennen, weil sie es nicht kennen können. Mittlerweile aber ist aus diesem Sich-Erklären-Müssen eine ostdeutsche Manie geworden, aus der der Ostdeutsche nur schwer herausfindet. Es ist vielmehr eine Sucht entstanden, eine Masche, vielleicht sogar so etwas wie eine Möglichkeit zur Flucht.

Das eigene Leben kann in so einem Modus der Fremdbestimmung auf die Größe einer Anekdote schrumpfen, die so modelliert wird, dass sie auch dem Fremden mit dem anderen Leben verständlich bleibt. Das Leben vieler Ostdeutsche ist in diesem Modus der Fremdbestimmung auf die Größe einer Anekdote geschrumpft.

Und eine eigene Sprache – womöglich sogar so etwas wie eine authentische Sprache – ist den Menschen in dieser Manie des Sich-Erklären-Müssens, des Sich-Von-Außen-Betrachtens und von Außen-Betrachtet-Werdens verloren gegangen. Und ich meine damit gar nicht die Sprache der untergegangenen Diktatur, sondern ich meine eine Sprache für die Zeit danach, für einen mithin reichen Katalog an spezifischen ostdeutschen Nachwenderfahrungen.

Dieser Sprachverlust gehört zu den wichtigsten Grundvoraussetzungen, wenn man über den Osten Deutschlands spricht. Dieser Sprachverlust gehört zu den wichtigsten Grundvoraussetzungen des Sprechens über den Osten selbst. Und er ist eine der größten Lücken, die die Literatur schließen muss. Eine der größten blinden Flecke, eine der größten schwarzen Löcher. Man könnte die Wiederherstellung dieses Sprachverlusts auch als eine der größten Aufgaben der Literatur bezeichnen.

Von dem Land, in das Clemens Meyer 1977 hinein geboren wurde, das wissen Sie so gut wie ich, ist nichts, aber auch gar nichts übriggeblieben.

Ich wiederhole die Dinge, Namen und Gegenstände beinahe schon wie einen Kinderreim. Clemens Meyer beginnt seinen Roman mit einem Kinderreim, und er webt darin ein, was früher war und was heute nicht mehr ist. Die Straßen sind verschwunden, die Häuser sind verschwunden, die alte Brauerei ist verschwunden, die Betriebe sind verschwunden, die Briefmarken sind verschwunden, die Grenzen sind verschwunden, die Namen für Läden und Lebensmittel und Fernsehsendungen sind verschwunden. Alles ist verschwunden. Clemens Meyer schreibt: »... manchmal fange ich einfach an zu summen und merke es nicht mal, weil die Erinnerungen in meinem Kopf tanzen, nein, nicht irgendwelche, die an die Zeit nach der großen Wende, die Jahre, in denen wir Kontakt aufnehmen?«

Alles ist verschwunden. Nur die Menschen sind übrig geblieben. Das einzige, was von der DDR bis heute übriggeblieben ist, sind die Menschen. Und viele dieser Menschen wundern sich noch immer darüber, dass ausgerechnet sie übrig geblieben sind, obwohl doch alles andere um sie herum verschwunden ist. Sie drehen sich um, sie reiben sich verduzt die Augen und können nicht verstehen, warum es ausgerechnet sie getroffen hat, warum ausgerechnet sie weitermachen durften oder mussten oder sollten oder konnten.

Von diesen Überlebenden erzählt Clemens Meyer in seinem Roman »Als wir träumten«. Er tut dies nicht nur wie kein zweiter, sondern er tut dies obendrein genau an dem Ort, an dem seinen Figuren ihr Überleben passiert ist, an dem Ort, an dem seine Geschichten spielen im Leipziger Osten nämlich.

Ich habe ihn dort, am Rande der Stadt, schon einmal im Auftrag einer Zeitung besucht: Alle großen Leipziger Straßen beginnen in der Mitte der Stadt. Von dort aus führen sie schnurgerade in alle Himmelsrichtungen und jeweils tief in die Peripherie hinein. Je weiter sie sich dabei vom Zentrum der Stadt entfernen, desto schwächer werden sie. Steht am Anfang noch ein Haus neben dem anderen, findet sich am Anfang noch Geschäft an Geschäft, so lösen sich die Straßen, ganz wie die Strahlen der Sonne, immer weiter auf, bis die Löcher zwischen den Häusern größer sind als die Häuser selbst und aus dem geschlossenen Körper der Stadt erst ein poröser, schließlich eine Landschaft geworden ist.

An solch einem anfransenden Ende der Stadt wohnt Clemens Meyer. Er blickt dabei auf eine riesige, wilde Brache aus Sträuchern und Bäumen, an deren Ende die Umrisse einer stillgelegten Fabrik zu sehen sind. Von

solch einer Fabrik, einer Brauerei heißt es im Roman: »Die große alte Leipziger Premium Pilsner Brauerei war da. Wir konnten sie riechen. Sie roch wirklich so was von herrlich scheißgut nach würzigem Hopfen, so wie schwarzer Tee, nur noch viel besser. Wenn der Wind günstig stand, konnten wir es kilometerweit riechen.

Und auch jetzt rieche ich es noch, wenn ich das Fenster aufmache, obwohl ich weit weg bin, aber die anderen wollen davon nichts wissen. Und woher können sie auch wissen, erzählt habe ich es ihnen nicht, und wenn wir nachts schlaflos in unseren Betten liegen, schiebe ich einen Zipfel der Bettdecke zwischen die Zähne, um nicht von den wilden Zeiten zu erzählen.«

Im wirklichen Leben wohnt im Haus neben dem von Clemens Meyer kein Mensch mehr. Die ersten beiden Stockwerke sind mit Plakaten beklebt. In den Stockwerken darüber schauen verlassene Fenster wie leere Augen herab. Das Haus rechts neben seinem steht nicht mehr, dann kommt ein Bahndamm, später eine Tankstelle, die in solchen Vierteln schnell zum sozialen Zentrum werden kann.

Außer Clemens Meyer, so scheint es, wohnen dort, im Leipziger Osten, einem der größten innerstädtischen Schrumpfungsbereiche Deutschlands, nicht mehr viele Leute. Der Dichter wirkt dort, an seinem Heimatort, so, als sei auch er übrig geblieben, als sei auch er ein Übriggebliebener. Als sitze er noch mittendrin in einem längst nicht mehr haltbaren Traumland aus Kindheitserinnerungen und Jugendsünden, aus kleinen Gaunereien und Betrügereien, großen Gefühlen und noch größeren Dramen. Der Dichter verharrt dort und sucht, wo kaum jemand je gesucht hat, nach seinen Geschichten.

Dabei redet Clemens Meyer in »Als wir träumten« natürlich nicht von sich. Er tut es ausdrücklich nicht. (Auch wenn er es natürlich trotzdem tut, unter der Hand sozusagen, als eine Art Kollateralschaden des gedruckten Wortes. Aber Literatur hat nun einmal viel damit zu tun, was ein Autor vorgibt zu sein, und was er wie vorgibt zu erzählen.)

Clemens Meyer also gibt vor, nicht von sich zu erzählen. Er lässt Daniel, genannt Danie, reden, der sein Held ist, sein Erzähler. Dieser Danie erzählt dem Leser in 30 Episoden, die jeweils ein Kapitel bilden, von seiner Jugend. Seine Schilderungen schreiten unchronologisch voran und ergeben am Ende der mehr als 500 Buchseiten beinahe zehn Jahre erzählte Zeit, die, grob gesagt, die Zeit von Mitte der 80er Jahre bis Mitte der 90er Jahre umfasst.

Danie erzählt dabei von Rico, dem einstmals größten Boxer des Viertels, dessen Vater in der DDR als Offizier gearbeitet hat und der sich aber schon, als die Mauer noch steht, von Ricos Mutter trennt. Nach dieser Trennung kommt Rico zum ersten Mal in den Heim, weil er sein Pionierhalstuch verbrannt hat. Danie erzählt von Marc, der später allein mit seinen ganzen Drogen in dem alten, verbarrikadierten Kino mehr hausen als leben wird und dessen Eltern glücklich sein werden, dass alle Freunde zur Beerdigung gekommen sind. Und Danie erzählt von Stefan, der nur Pitbull genannt werden will, und der sich im Keller des Hauses seiner Eltern ein Reich geschaffen hat, in dem er wohnt, weil er seinen Eltern nicht beim Trinken zusehen will und nicht zuschauen will, wie der Vater dann schon mal auf die Mutter losgeht. Und Danie erzählt vom kleinen Walter, den man sich als den Schüchterndsten in der Runde vorstellen kann, und der, vielleicht um vor den anderen Eindruck zu machen, immer mehr zum Autoknacker wird und schließlich gegen Ende des Buches während einer nächtlichen Aufholjagd ums Leben kommt. Daniel erzählt ferner auch von Paul, genannt Porno-Paul, der niemals Frauen, aber dafür umso mehr Pornos besitzt.

Und schließlich gibt es noch Katja, die Gruppenratsvorsitzende, auf der einen Seite und Estrellita, der gefallene Engel, die Stripperin, das Flittchen, auf der anderen Seite. In beide Mädchen, in beide Extreme, ist Danie, der Erzähler, verliebt.

Auch wenn die Aufzählung der Personen aus Clemens Meyers Roman auf den ersten Blick anders klingt, tatsächlich aber entstammt nur einer aus Daniels Clique aus, sagen wir, zerrütteten Verhältnissen. Nur bei Stefan, genannt Pitbull, sind beide Eltern derart auf die schiefe Bahn gekommen, dass ihr Junge vor ihnen in den Keller geflüchtet ist. Daniels Mutter selbst dagegen wirkt in ihrer Wut oft nur passiv und ohnmächtig, wenn sie auf all den »Dreck« schimpft, wie sie sagt, in dem ihr Junge lebt, den ihr Junge anstellt.

Wie die anderen Jungen auch entstammt Daniel nämlich eigentlich aus einer ganz normalen Familie. Zumindest halbwegs so normal, wie wir sie uns landläufig denken können, wenn die Eltern ab und zu ein Gläschen heben und mit dem Sohn samstagnachmittags ins Fußballstadion gehen, um danach auch noch ein Gläschen zu heben. Auch die anderen Jungen entstammen keinesfalls aus Unterschichtenfamilien, wie wir ein bestimmtes Milieu und ich sage das Wort Milieu jetzt ausdrücklich, obwohl ich weiß, dass Clemens es genauso wenig mag wie das Wort Unterschicht wie

wir ein bestimmtes Milieu, das dem, das Clemens Meyer beschreibt, nicht fremd ist, in jüngster Zeit und in den öffentlichen Debatten genannt haben.

Und dennoch: es fällt auf, dass die älteren Generationen, mithin die Eltern, auffällig abwesend, auffällig passiv und auffällig unbeteiligt sind. Dem Treiben ihrer Kinder sehen sie zu, gar nicht so, als falle ihnen nichts dazu ein, aber doch vielmehr so, als seien sie der festen Ansicht, dass sie dagegen nichts, aber auch gar nichts tun können. Mit keinem Mittel der Welt. Die Jungs machen IHR DING. Auf geradezu erschreckende Weise machen die Jungs in Daniels Clique IHR DING. Und der Kosmos der Kinder ist weit, sehr weit von dem der Eltern entfernt. Er wirkt so ganz und gar ungeprägt von einer Herkunft, einer Familie, einem Vater oder einer Mutter, die Gegenwelt sein könnten zur Kneipe, zur Straße, zum Knast oder zum Puff.

Die Jungs in Daniels Clique sind gemeinsam erwachsen geworden. Als Kinder und Junge Pioniere trafen sie sich im Bauch des alten Piratenschiffes, das sie selbst gebaut haben. Als junge Erwachsene sitzen sie bei Goldie, in der »Grünen Aue« oder sonst wo herum und trinken. Sie alle sind in demselben Viertel aufgewachsen, sie alle sind in dieselbe Klasse gegangen, und trotzdem sind sie weder gemeinsam noch allein in der Lage, sich vor einem Schicksal zu bewahren, über das mit der Umschreibung »Wilde Zeiten« noch nichts gesagt ist. Denn schließlich zahlen zwei der Jungs mit ihrem Leben dafür. Sie bezahlen mit ihrem Leben für die »Wilden Zeiten«.

Wie in jedem guten Film, wie in jedem guten Buch kann man dabei den Moment, in dem alles zu kippen droht, nicht ausmachen. Es gibt weder die eine große Szene, noch den einen großen Knall – denn den gibt es auch im Leben nicht – an dem das Leben der Jungs zu rutschen beginnt. An dem Marcs Schicksal als Drogenabhängiger besiegelt scheint; an dem sich entscheidet, dass Daniel häufiger Gast einer Jugendhaftanstalt wird; an dem der kleine Walter endgültig zu nichts, aber auch nichts anderem als einem Autoknacker wird.

Vielmehr ist bei Clemens Meyer alles im Fließen, alles mit allem verbunden: Gut und Böse, Schwarz und Weiß, der richtige und der falsche Weg, Erlösung und Verdammnis, Vorher und Nachher. Das unchronologische Voranschreiten der Handlung verstärkt diesen Eindruck. Und so kann niemand sagen, wann und warum die Jungs auf eine schiefe Bahn gelangt sind? Oder ob sie etwa schon immer dort gewesen sind?

Ob es so etwas gibt, ein Schon-Immer-Auf-der-schiefen-Bahn-Sein?

In einer Szene, da befindet man sich schon ziemlich am Ende des Buches, hören die Jungs, da sind sie noch halbe Kinder, dass sich den Montagabenden im Zentrum ihrer Stadt, nahe einer Kirche, Menschen versammeln. Und dass dort auch viele Bullen sind. Und wo Bullen sind, da ist immer was los. Und so machen sich die Jungs gemeinsam auf den Weg aus ihrem Viertel in das Zentrum ihrer Stadt.

Auf nicht mehr literarischem Raum als diesem, ein paar Zeilen also, und dennoch mehr als konkret ragt nun plötzlich, und nur einmal im gesamten Roman, die aktuelle Geschichte, die ja bald darauf zur Weltgeschichte wird, in das Leben der Jungs hinein. Und der Leser denkt an dieser Stelle zum ersten Mal, ob das Fließen, das Alles-Miteinander-Verbunden-Sein in Meyers Roman also doch wie durch ein Scharnier organisiert wird? Ob sich hinter dem Leben der Jungs doch etwas verbirgt, das größere Kreise zu ziehen imstande ist? Ein unsichtbares, aber dennoch nicht zu übersehendes Scharnier, das bei Clemens Meyer die »Große Wende« heißt.

Clemens Meyer hat mit »Als wir träumten« eines der sehr wenigen Bücher geschrieben, die nicht erst mit dem Mauerfall einsetzen oder etwa davor enden. Wie Schollen im Eismeer treiben die beiden so unterschiedlichen Zeiten des großen DAVOR und des großen DANACH aufeinander zu. Sie reiben sich, sie widersprechen sich, löschen einander aus und ergänzen sich, bilden gemeinsame Achsen. Das Vergangene strahlt ins Gegenwärtige. Und das Gegenwärtige strahlt zurück ins Vergangene. Nur so kann man ehrlich bleiben beim Erzählen.

Und Clemens Meyer bleibt so ehrlich, wie man nur ehrlich bleiben kann. Denn Clemens Meyer erzählt endlich (vielleicht als erster, vielleicht als einziger?) WIE ALLES GEKOMMEN IST. Und dabei vergisst Clemens Meyer nicht (vielleicht als erster, vielleicht als einziger?) WO ALLES ANGEFANGEN HAT. Wo die heute übrig gebliebenen Menschen einmal hergekommen sind, wo sie zu leben begonnen, wer ihre ersten Schritte begleitet, überwacht, unterstützt oder beeinträchtigt hat.

Die Clemens Meyer vorangegangene, ältere Schriftstellergeneration die ja ihrerseits, wie der Dichter Uwe Kolbe einmal schrieb, bereits eine Generation der Nachgeborenen war – diese ältere Schriftstellergeneration hat sich auf dieses heikle Terrain bisher so gut wie nicht vorgewagt. Diese Schriftsteller, und ich rede von denen, die heute älter als 40 und jünger als 50 Jahre alt sind, haben das bisher schmerzlich vermissen lassen. Und so

gibt es bis heute kein wirklich großes Buch über die 80er Jahre der DDR, das auch die 90er Jahre einbinden würde. Das beide Jahrzehnte zusammennehmen würde, so wie beide Jahrzehnte nun einmal zusammengehören. Und das über den zweifellos großen und tiefgreifenden Bruch, der die Wende war, hinaus erzählt und quasi darüber hinweg Bögen spannt.

Ich persönlich habe auf solche umspannenden Erzählungen der vorangegangenen Schriftstellergeneration immer gewartet. Lange habe ich geglaubt, es müsste doch soviel geben, was diese Älteren uns zu erzählen hätten! Und wer, wenn nicht sie, die schon die 80er Jahre mit den Augen von Erwachsenen sehen konnten, müssten uns, den zum zweiten Mal Nachgeborenen, von diesem Bruch und wie es dazu kam und wie es danach weiterging, erzählen!

Clemens Meyer, weil er ja selbst ein Dichter ist, hat aus diesem Schweigen der älteren Kollegen andere Schlüsse gezogen. Er hat sich selbst daran gemacht, auch von dieser Zeit, den 80er Jahren, die er selbstredend nur aus einer Kinderperspektive erzählen kann, zu berichten. Sie einzufangen in seinen literarischen Kosmos, ohne so zu tun, als hätte 1989 einfach alles angefangen. Und ohne so zu tun, als hätte 1989 einfach alles aufgehört.

Auf die Art kann der Leser in »Als wir träumten« endlich einmal Linien ziehen, die von den 80er Jahren in die 90er Jahre hineinlaufen; die die Verwerfungen der so offensichtlich abwesenden Elterngeneration tief in die Biographien ihrer Kinder hineinlaufen lassen. Und die die absurde Realität der späten DDR tief hineinlaufen lässt in eine ganz aktuelle und allgegenwärtige bundesrepublikanische Wirklichkeit.

Denn nach beinahe 20 Jahren DANACH, nach beinahe 20 Jahren »Großer Wende«, ist das übrig gebliebene Land zwischen Oder und Elbe tief geteilt in jene, die es nach dem Mauerfall geschafft, und jene, die es nicht geschafft haben. Häufig und nicht zufällig verlaufen diese Grenzen zwischen Nord und Süd, Stadt und Land, Alt und Jung. Diese innere Teilung gehört zu den wohl größten stillschweigenden Vereinbarungen der ostdeutschen Nachwendegesellschaft, die von sich selbst ja gern erzählt, wie solidarisch man früher, als die Mauer noch stand, miteinander umgegangen ist.

Clemens Meyer bricht diesen Konsens, er bricht mit dieser stillschweigenden Vereinbarung, wie nur Literatur solche eisernen Zustände aufbrechen kann, indem er von denen erzählt, die es nicht geschafft haben. Und die sich nun in der neu geschaffenen, freiheitlichen Ordnung, die wir Demokratie nennen, wohl oder übel mit jenen vereinigen müssen, die es

auch auf der anderen Seite des Landes gibt, die es auch auf der anderen Seite des Landes nicht geschafft haben.

Hier, am Ende der Laudatio, sind wir wieder in Heidelberg angekommen. Denn wie ich zu Beginn sagte: auf eine Art ist Leipzig weit von Heidelberg entfernt. Auf eine andere jedoch ist Leipzig Heidelberg wieder ganz nah.

Dass Clemens Meyer es schafft, in seinem Roman ›Als wir träumten« die Zeit vor 1989 und die Zeit danach so ineinander laufen zu lassen, dass er uns gleichsam von der DDR, der Nachwende-DDR und auch der bundesrepublikanischen Gegenwart erzählt; dass es ihm gelingt, die Geschichte einer Jugend im vielversprechenden Zwischenreich des Ungenauen, des Mehrdeutigen und damit Universalen anzusiedeln, gehört zu den großen Leistungen dieses noch jungen Dichters.